

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

182 (8.8.1925) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 8. August 1925

Der Unterricht an den Volkshochschulen

Vorläufige Erfahrungen.

Von Karl Högel.

1.

Jeder Unterricht bedeutet, sofern er durch das gesprochene Wort erfolgt, zunächst und vor allem eine Beziehung von Mensch zu Mensch, und das heißt: die hier vor sich gehende Einwirkung bleibt immer wechselseitig (niemand erzieht ohne erzogen zu werden) und sie geht auch immer über den sachlichen Inhalt des Mitgeteilten hinaus. Letzterer erhält vielmehr erst seine eigentliche Anknüpfung an die Seele des Lernenden, jene Gefühlsbetonung, ohne die kein Lernstoff aufgenommen wird — durch den vollen Eindruck der Person des Lehrers. Denn der Mensch ist dem Menschen, im Unterschied zu allen anderen Wahrnehmungsinhalten, nicht nur ein Anreiz seines Vorstellungsvermögens, eine Aufgabe rein verstandesmäßiger Verarbeitung, vielmehr ein volles Erlebnis: er ruft immer und überall auch eine Gefühls- und Willensbetonung wach: Er wird in jedem einzelnen Falle auch bewertet.

Mit anderen Worten: der Mensch ist dem Menschen auch immer ein moralisches Ereignis. Jede Begegnung von Menschen stellt ein sittliches Begebnis dar — löst einen Gewissensanruf aus. Das Gebehnis des erfolgreichen Lehrers, der notwendigerweise immer auch gleichzeitig Erzieher (oder Verzieher) und Zögling ist, beruht mithin einzig und allein darin, wie weit seine ganze Persönlichkeit, deren Eindruck sich der Schüler doch gar nicht zu entziehen vermag, von diesem als eine gut zu heizende empfunden wird.

Dabei geben naturgemäß wiederum zwei Momente den Ausschlag: einmal die unwillkürliche rein sachliche Wirkung des Lehrers als Persönlichkeit an sich — und dann, und beides wird stets ergebnishaft in innigster Wechselwirkung zueinander stehen, die Gefühlsantwort des Schülers auf des Lehrers innere Einstellung auf ihn. Diese Gefühlsantwort des Schülers, auf die Erscheinung seines Lehrers wird aber wiederum unwillkürlich von letzterem nachempfunden und bewirkt, je nach ihrem Inhalt Hemmung oder Befreiung, Lähmung oder Beflügelung der Kräfte des Lernenden. Das ist der seelische Elementarvorgang bei jedem Unterricht.

2.

Der Unterricht an Volkshochschulen kennzeichnet sich nun gegenüber dem eigentlichen Schulunterricht zunächst dadurch, daß er an Erwachsenen geschieht — mithin mit einer weit stärkeren Bewußtheit bei dem ganzen Lehrvorgang gerechnet werden muß. Der Hauptunterschied beruht aber doch wohl darin, daß bei dem Unterricht Erwachsener, dem eigentlichen Hochschulunterricht, die Wechselwirkung zwischen Lehrer und Schüler nach der bewußten Äußerungen hin insofern wesentlich beschränkt ist, als — im Vortrags- nicht im Seminarbetrieb — die Rolle der unmittelbaren Äußerung durch das Wort ausschließlich dem Lehrer zugewiesen wird, während der Schüler sich auf Zuhören und gelegentliches nachträgliches Fragen beschränken muß. Damit wird der Schwerpunkt dieser Erziehungsweise auf die unwillkürliche Einwirkung der ganzen Person des Lehrers verlegt.

Die Gründe für den, neuerdings so viel umfritterten Vortragsunterricht Erwachsener sind nun mannigfaltig und gar nicht zu widerlegen. Abgesehen davon, daß der Lernstoff, schon sofern er dem Mittelschulunterricht gegenüber eine überlegene Fülle aufweist, diese Übermittlungsart geradezu vorschreibt — wird sie vor allem auch schon geboten durch die Rücksicht auf die Selbstachtung des doch schon erwachsenen Schülers, die ein Ausfragen an sich — schon um der sich dabei ergebenden Fragen wegen — verbietet. Etwas anderes ist es natürlich mit dem Seminarbetrieb. Er erstrebt unmittelbar die Hebung des Zutrauens des Schülers zu seinem eigenen wissenschaftlichen Denken, und dazu dient auch der das Seminar kennzeichnende kollegiale Verkehr zwischen Schüler und Lehrer. Dem Ausfragen wird dadurch vorgebeugt, daß jedesmal ein ganz bestimmter Lernstoff bereits als vorbereitet angenommen wird.

Wenn indes immer wieder davon die Rede ist, allen Hochschulunterricht in Seminarbetrieb aufzulösen, so scheitert das schon an der Fülle des zu übermittelnden Stoffes, dessen selbständiger Verarbeitung doch nur das Seminar dient. Befürwortet man aber, nach dem Vorbild einiger derartiger englischer Anstalten, die reine Prüfungsanstalt — so verkennt man eben durchaus die eigentliche Rolle des Vortragenden im Hochschulbetrieb: er soll doch dem Hörer vor allem die Gefühlsanknüpfung an den Lernstoff verschaffen. Ein theoretischer Zusammenhang an sich muß doch erst dann ihn Aufnehmenden zum vollen Erlebnis werden, wenn er ihm wirklich geistig

stige Besitztum werden soll. Das kann zwar auch durch Privatstudien erreicht werden, erfordert aber, neben einer ganz besonderen Befähigung, unendlich mehr Mühe und Unlustüberwindung — als wenn der Stoff bereits als Erlebnis eines Menschen vorgetragen wird, der sich beruflich voll und ganz in ihm eingelebt hat: unwillkürlich und unvermeidlich mit seinem ganzen Menschstum.

Sinnzu kommt aber, im Zusammenhang hiermit, auch noch etwas anderes, vielleicht noch Wesentlicheres, und das gilt für allen Unterricht: die innere Klärung, Stärkung und Ermunterung, die der Hochschüler erfahren kann, im allgemeinen wohl auch immer erfährt, jedenfalls stets erfahren sollte: dadurch, daß er in der Person des Lehrers bzw. der Lehrer, Menschen nacherlebt, die sich einem sachlichen, überpersönlichen Ziel hingegen haben, und in seiner immer fortschreitenden Durchdringung und immer vollendeteren Übermittlung ihr Lebensziel erblicken. Diese eigentlich erziehende Wirkung des Vortragsbetriebs ist sehr wesentlich, im Grunde entscheidend. Hierin (und natürlich auch in der unvermeidlichen und wohl zu pflegenden Wechselwirkung der Kameraden aufeinander, die indes stets wesentlich von dem Geiste der Lehrer bestimmt sein wird) beruht der geistige Kern der Hochschulbildung.

3.

Das bisher Gesagte gilt natürlich für alle Hochschulen. Wenn nun in Hinblick auf die Volkshochschule noch besondere Momente in Betracht kommen, so werden sie zunächst darin gesucht werden müssen, daß die Volkshochschüler meistens älter sind als die Studenten der anderen Hochschulen, daß sie zudem als Berufsausübende über vermehrte Lebenserfahrung, und ferner, als wirtschaftlich Selbständige, über ein stärkeres, wenigstens sachlich mehr begründetes Selbstbewußtsein verfügen. In sehr vielen Fällen, überall da, wo die Volkshochschüler nicht mehr im Studentenalter stehen, handelt es sich um Menschen mit gesteigter Lebensanschauung, sofern man darunter eine bewußte Grundlage der Lebensführung versteht — das vorstellungshafte Weltbild braucht demgegenüber durchaus nicht vollbewußt zu sein und wird das auch wohl nur selten sein.

Indes — und damit kommen wir auf das Wesentliche — um alles in allem zu sagen: alle diese die Volkshochschule als solche kennzeichnenden Sonderheiten sind lediglich dazu angetan, die ursprüngliche pädagogische Aufgabe (nennen wir so die Beziehung von Mensch zu Mensch, sofern sie Übermittlung eines Lernstoffes zum Ziele oder wenigstens zum ursprünglichen Anlaß hat) ihren wesentlichen Inhalten nach erfassen zu lassen. Hierin erweist sich denn auch die eigentliche Bedeutung unserer, noch so jungen Volkshochschulbewegung in der Entwicklungsgeschichte des Unterrichts- und Erziehungswezens — daß sich von hier aus eine Nachprüfung aller bisherigen pädagogischen Verwirklichungen ergibt und, wie wir jetzt schon sagen können: eine wesentliche Bereicherung unserer gesamten pädagogischen Erkenntnis. Wir sind hier, um mit Goethe zu sprechen, aus den abgeleiteten Zwecksetzungen zu den Grundfragen selber gelangt. Das ergibt sich nach allem Ausgeführten ganz von selber: in dem Volkshochschüler haben wir ja den erwachsensten, bewußtesten Schüler vor uns. Auch der letzte, rein menschliche bisher immer noch in Berufsausübung mithin in Bewährung im tatsächlichen Leben beruhende Unterschied zwischen Lehrer und Schüler ist ausgeglichen: sie stehen einander in jeder, die menschliche Einschätzung betreffenden Hinsicht als gleich zu gleich gegenüber. Es bleibt die rein pädagogische Beziehung. Sie ward sozusagen isoliert — und muß nun ihr eigentliches Wesen zu erkennen geben. Das hat sie bereits getan. Sie offenbarte sich als eine ganz ursprüngliche Beziehung von Mensch zu Mensch und zwar als eine, von beiden Seiten gewollte, rein freiwillige Beziehung — und zudem auch noch als eine auf unpersonliche Ziele gerichtete, das heißt eine solche Beziehung, die nicht dem unmittelbaren, eng materiellen Interesse eines der beiden Teile gilt, vielmehr (und das gilt streng genommen auch für jedes Fachstudium) ihrem eigentlichen Sein, ihrem Wesen. Und zu dem allen ist die pädagogische Beziehung auch noch eine solche, die auf einer, wenn auch nur sachlich gegebenen, so doch in gewissem Sinne tatsächlichen Unterordnung eines Menschen unter einen andern beruht.

Daraus ergeben sich auch die ewigen Aufgaben aller pädagogischen Beziehungen von Mensch zu Mensch: Sie müssen zunächst und unter allen Umständen so ausgestaltet werden, daß sie freiwillig bleiben, das heißt dauernd innerlich bejaht werden können, und sie müssen dabei auch noch den letzten wesentlichen Interessen beider Teile dienen. Die Folgerungen liegen auf der Hand: sie sind, um dies vorauszunehmen, in kein

System zu fassen, beruhen vielmehr wesentlich auf der inneren Haltung beider Teile zueinander und das heißt auch zur gesamten Umwelt.

Zu berücksichtigen aber bleiben hier einige seelische Momente, die sich aus der besonderen Beziehung vornehmlich des Lernenden zum Lehrenden, aber auch umgekehrt, ergeben. Will man sie dahin zusammenfassen, daß der Lehrer sich sein Mehrwissen von dem Schüler verzeihen lassen muß — so ist damit doch nur das eine gesagt, daß der Schüler dem Lehrer gegenüber ganz ursprünglich ein gewisses Unterlegenbewußtsein verspüren muß, und das löst natürlich unbewußt Gegenstimmung gegen den Lehrer als solchen aus: sich in eine Lehre begeben, heißt doch immer auch, vom Standpunkt der feinsten Selbstachtung aus, eine Schwäche eingestehen und sie sich zwecks ihrer Überwindung dauernd zum Bewußtsein bringen zu lassen. Dieses Erlebnis wird meistens unterbewußt bleiben. Es ist aber doch wohl elementar. Der erfahrene Pädagoge hat es immer noch als seine erste Aufgabe betrachtet, diese natürliche Gegenstimmung gegen sich auszugleichen. Hier wirkt sich aller pädagogische Takt aus — und es gibt auch nur eine einzige innere Haltung, die hierbei Erfolg gewährleistet: die geistige Gleichachtung des Schülers.

Sie beruht darin, daß man bei dem Mitmenschen ganz im allgemeinen (dem Schüler gegenüber liegt nur die unmittelbare Veranlassung vor), die gleichen und höchsten geistigen Bedürfnisse und wesentlichen Fähigkeiten wirklich voraussetzt, ihm zudem die höchsten geistigen Besitztümer gönnt, die man für sich selbst erstrebt, das heißt, daß man auch rein geistig nichts vor ihm voraushaben will, und daß man schließlich seiner, des Mitmenschen, Erinnerung und Förderung die ganze eigene Geistigkeit, ihren Inhalten und Fähigkeiten nach, zur Verfügung stellt, daß man mit einem Worte keine geistige Mühe für den Mitmenschen scheut, und bei jeder Beziehung zu ihm stets bis an die jeweilige Grenze der eigenen Erkenntnis vorwärtsschreitet — und alles das stets in dem Bewußtsein, dem Mitmenschen gegenüber notwendigerweise unter allen Umständen auch ein Empfangender zu bleiben und das in niemals vor auszuhelfender und abzugrenzender Weise.

Für den Lehrer im besonderen bedeutet die Forderung der geistigen Gleichachtung seines Schülers, daß er stets innerlich bereit sei, dieselbe geistige Förderung von Seiten seines Schülers zu empfangen, die er ihm selber angeeignet lassen möchte.

Nur die bewußte und ununterbrochene Pflege dieser inneren Einstellung als williger Schüler des eigenen Schülers — nimmt dem Lehrer alle inneren Hemmnisse vor dem zu Belehrenden, die auch jenseits des unbewußten Hochmuts liegen: erst damit, daß die Wechselseitigkeit der pädagogischen Beziehung erkannt und willkommen geheißen wird, erst damit, daß Lehrer und Schüler ungehemmt bereit werden, von einander zu lernen — erst damit wird die Geistesluft gereinigt zwischen beiden.

Und gleichzeitig mit der pädagogischen Hauptaufgabe wird so auch das rein menschliche Pflichtgebot erfüllt, das bei jedem Zusammentreffen von Menschen erstet, daß nämlich die Beziehung von Mensch zu Mensch in jedem einzelnen, doch immer einzigartigen Fall die gerade hier mögliche höchste gegenseitige geistige Förderung beider zum Inhalt habe. Denn die Menschen sind Wesen, die einander ins Unendliche hinein geistig zu fördern imstande und berufen sind und die dabei letzten Endes doch nur vom äußersten Geist des Lebens leben.

Somit ergibt es sich denn auch, daß das Volkshochschulproblem dadurch, daß es bewußt und mit Willen gleichgestellte Menschen in eine freiwillige und wesentliche auf geistige Förderung hinzielende Beziehung zueinander stellt, und das heißt in die Stellung bringt, in der, ihrem ursprünglichen Menschstum nach alle Menschen zueinander stehen sollten — daß hierdurch das Volkshochschulproblem sich zu der Menschheitsbeziehungsfrage ausweitert.

Darin liegt die eigentliche Bedeutung der ganzen Bewegung und diese, bei den an ihr Tätigen sich mehr und mehr durchsetzende Erkenntnis gibt ihr auch unterbewußt die wachsende Kraft und führt ihr mehr und mehr berufene Geister zu, die da wissen, daß es sich hier um eine geistige Verlebendigung und innere Ausöhnung der ganzen Menschheit handelt — auf dem Wege der planmäßigen Heranziehung aller derjenigen Kräfte, durch die der Mensch sein Wohlwollen zu seinesgleichen zur Tat werden lassen kann: in wesentlich geistiger Förderung. Denn wahrhaft lebendig, so sagt Goethe, wird der Mensch doch erst dann, wenn ihn allseitiges Wohlwollen umgibt. Und wir wissen noch gar nicht, was für Kräfte dabei frei werden können.

Der Hintergrund

Von Richard Gellach

Zuweilen wird ein bis dahin unscheinbares Wort berühmt, es spukt in allen Köpfen, mogelt sich in jedes Gespräch und die Späßen pfeifen es förmlich von den Dächern. Wie kommt das, wie entsteht ein Schlagwort? Da lief zum Beispiel vor dreißig Jahren der Begriff des „Milieus“ in rasendem Tempo durch ganz Europa. — Mein Gott, in welchem Milieu ist das Mädchen aufgewachsen! Darf man sich da wundern? — Jetzt haben wir's, jetzt haben wir den Stein der Weisen gefunden, riefen die Literaten. Das Milieu erklärt Alles, restlos Alles. Warum sieht der Verbrecher auf der Anklagebank? — Weil sein Vater auch schon ein verkommenes Subjekt war, und schlechte Jugendeindrücke den besten Keim ersticken. Das Milieu, das Milieu, riefen die Schriftsteller und hatten Notizbuch und Bleistift fortwährend bereit, um jeden Arbeiter, der einen Schnaps trank, wegen seiner ungemünzten natürlichen Handlungsweise aufzuschreiben. Sie waren so rühmig, daß alsbald die Köchin mit dem „Milijöh“ ebenso gewandt wie mit der Schöpfkelle hantierte.

Da war das Wort nicht mehr fein, und nachdem Jola die Weiden so ziemlich aller Berufsstände abgegrast hatte, war nicht viel mehr zu holen. Der Naturalismus starb eines faulsten Todes.

Man wandte ihm einfach den Rücken zu. Kubismus, Futurismus und absolute Malerei lösten sich gänzlich von den Beziehungen zur Wirklichkeit. Wer modern sein wollte, mußte durchaus mit dem „Milieu“ brechen. Man setzte Form neben Form und ließ den Zusammenhang und den landschaftlichen Hintergrund weg. Die Dichter begannen zu stottern und zu stammeln, die Maler bedeckten die Leinwand mit geheimnisvollen Figuren, deren Sinn nur ihnen selbst ganz klar sein mochte, — und auch dies war häufig zweifelhaft — und die Musiker besetzten uns Sackbrett-Länge. Die ganze Bewegung, die mit so vielen schönen Programmen angefangen hatte, verlief flüchtig im Sande.

Sollte es vielleicht doch unflug gewesen sein, alle Bindungen mit der Umwelt zu durchschneiden? Es ist wahr, mit dem Abflackern der Wirklichkeit ist es in der Kunst endgültig vorbei; es besteht keinerlei Bedürfnis, das Lager der hübsch gezeichneten Einzelheiten und Momentaufnahmen zu vergrößern. Die Kunst will jetzt Allgemeingefühle weitester überindividueller Geltung formen. Nun aber entsteht eine große Unsicherheit — und diese beherrscht heute weite Bezirke des Lebens. Man will einen Gegenstand nicht nur für sich betrachten. Aber man will auch die Wiedergabe der Umwelt vermeiden. Das ist der Konflikt.

Welches Zauberwort könnte uns die Tore zum neuen Lande öffnen? Es gibt ein solches und das heißt: der Hintergrund.

Also ein Begriff, der aus der Malerei stammt. Aber er läßt sich auf alle Lebensgebiete übertragen. Jede Persönlichkeit hat ihren Hintergrund. Wenn wir von neuen Bestrebungen hören, fragen wir alsbald: steckt was dahinter? Das Milieu ist nur die zufällige Umwelt des Menschen. Der Hintergrund ist viel mehr. Er enthält die ganze Vergangenheit. Nicht die Vorfahren, die Gänzlichkeiten, das Volkstum, die Heimatlandschaft, die Religion, der Bildungsgang, die Tradition, der Beruf, die sozialen Verhältnisse machen den Hintergrund des menschlichen Sonderdaseins aus. Oder doch nicht allein.

Denn viel wichtiger sind die früheren Erlebnisse, Erfahrungen, Krankheiten, Träume, Stimmungen, Gefühls-einstellungen, der Klang der Stimme, der Glanz in den Augen und die Furchen des Antlitzes. Einzeln genommen bedeuten diese Züge nichts. Wenn sie aber zusammenhängen, Hintergrund werden, liegt ein ganzes Schicksal in ihnen.

Wie jeder Mensch hat aber auch jedes Volk, jedes Wort, jedes Kunstwerk und jede Epoche den ihm eigentümlichen Hintergrund. Es ist der Grund, der dahinter ruht und doch bewirkt, daß etwas überhaupt da ist. Diesen zu erkennen, vermögen recht eigentlich nur die Philosophen und die Künstler, welche ihren Blick abnungsvoll auf das Allgemeine gerichtet haben. Doch läßt unberührt jeder Mensch diese Art des Sehens. Man fühlt, dieser joviale Herr, der so liebenswürdig tut, ist in Wirklichkeit ein höchst verdächtiger Patron. Vielleicht kann man ihn sogar im Geiste sehen, wie er mit den finsternsten Patronen in einer schmutzigen Kneipe gemütlich beisammen sitzt und Schleichigkeiten verabredet. — Man nennt diese Fähigkeit, durch die Schleier zu schauen, das zweite Gesicht. Jeder Mensch verfügt bis zu einem gewissen Grade über diese Art Hellsehigkeit, die weiter nichts ist, als daß man für einen Augenblick die Hintergründe wittert.

Man hat den Wert des Hintergrundes erst sehr spät entdeckt. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Einzelne geniale Maler, wie Tizian und Albrecht Altdorfer, hatten die Wandlung schon im 16. Jahrhundert vollzogen. Aber vorher kannte man nichts als den Vordergrund und malte die Heiligen vor ausgespannten Teppichen oder einfach vor Goldgrund. Wenn je ein Stück Landschaft mit in das Bild genommen wurde, so hatte sie mit dem Bildinhalt doch nichts zu tun. Noch Rubens stellt sein „Apokalyptisches Weib“, einen wilden und stürmisch bewegten Hauch überförmlicher Gestalten, vor eine friedliche Landschaft mit der naturgetreuen Wiedergabe des Freisinger Domberges. Dieser Domberg war eine Konzeption an den Bischof von Freising, der das Bild bestellt hatte. Auch die Porträts des van Dyck sind noch ganz konventionell aufgemacht; wie bei anderen langweiligen Kleinstadt-Photographen immer dieselbe Dekoration an derselben Stelle des Bildes aufgebaut wird, so stehen bei van Dyck allenthalben dieselben nichtsagenden vornehmen Säulen. Anders in seinen Gruppenbildern. In der „Susanna im Bade“ hat er bereits symbolisiert aus wie dunklen Tiefen die brutal-sinnlichen Begierden der Menschen stammen, indem er hinter das schöne Weib und die beiden alten Juden einen schwärzlichen Himmel zog.

Wie allein steht Albrecht Altdorfer, der schon 1538 gestorben ist und uns doch ein Bild hinterließ, welches die höchsten Erwartungen der modernen Ausdruckskunst übertrifft. Es ist der Sieg Alexanders des Großen in der Schlacht bei Arbela, das von einer seltsamen phantastischen Landschaft, von blauen, kristallartig aufgebauten Bergen der rötlichen Sonne am Horizont und geballten Wolken über dem Meere so wiederholt vom Getöse tausend eiserner Schilde. Zur gleichen Zeit schuf Tizian seinen Gestalten einen schwerwütigen Landschaftshintergrund, ein ewig tönendes Lied von menschlicher Größe und Verantwortlichkeit.

Erst die Holländer des 17. Jahrhunderts, vor allem Rembrandt und Jacob van Ruyssdael, brachten die Landschaft als symbolischen Hintergrund zu allgemeinem Siege. Ein höheres Ganges hat das Für-sich-sein des Einzelnen aufgenommen. Der Hintergrund wird in sich selbst lebendig, Kampf und Frieden, Gegensatz und Verwand-

tschaft, Kälte und Wärme werden zum Kräftepiel, zum Rhythmus, zur Strömung des Lebens. Die Holländer und Flämänder haben die große Aufgabe vollzogen, der Menschheit Hintergründe zu geben, weil sie Organe hatten, das Unbegreifbare der Stimmungsweite zu erfassen. In jedem Kunstwerke zittert etwas, das uns oft mystisch vorkommt, und das doch eigentlich nur der intensiv gestaltete Hintergrund ist.

Die Romantiker des 19. Jahrhunderts kannten den Wert des Hintergrundes wohl, allein sie gingen oft allzu gefühllos mit ihm um. Die Impressionisten suchten den Augenblick zu erschöpfen. Bei ihnen ist fast alles Vordergrund. Erst die drei Maler, die zu Ende des 19. Jahrhunderts lebten und auf die junge Generation heute am meisten wirkten, Hans von Marées, Gezanne und van Gogh, waren wieder rechte Schöpfer des Hintergrundes. Gezanne malte seine Gattin in einem Garten, der nur für sie erschaffen zu sein scheint, und van Gogh malte sich im Selbstporträt hinter Blumen, die wie Flammen ins Grüne jüngeln. Hans von Marées aber befreite sich von jeder jungen haben. Nicht die Isolierung, sondern Menschen im Rhythmus der dunkel schwingenden Landschaft.

Der Hintergrund ist wie der Resonanzboden einer Geige: wer auf einer Saite ohne ihn spielen wollte, brächte nur dünne und klanglese Töne hervor, vielleicht mit virtuoson Schnörkeln, aber doch keinen vollen, schönen Klang, der zu Herzen geht. Die Skizze ohne Hintergrund ist immer etwas Ungezeichnetes, Unfertiges, und so geistvoll sie auch sein mag, sie ist doch nur die Vorstufe zum großen Kunstwerk.

Auf allen Gebieten der Kultur und des Lebens heißt es: nicht den Grund unter den Füßen verlieren, aber auch nicht sich vom Hintergrund losreißen wollen. Im Alltag nennen wir einen Menschen ohne Hintergrund einen Bettler oder — einen Hochstapler. Die Leute ohne Hintergrund sind überall gefährlich; in der Politik sind es die Schwärmer, im Geschäftslieben die Bankrott-Macher, in der Literatur die Brauseköpfe, welche mit jeder Vergangenheit brechen und sich selbst auf sich selbst stellen wollen.

Aber allein die Harmonie mit dem Hintergrund erzeugt das ganze und große Werk, nach dem die Edelsten von jeher gerungen haben. Nicht die Isolierung, sondern ein Ausgleich muß gefunden werden. Es gilt, nicht stumpf in die Dinge hineinzutappen, ihnen auch nicht in müder Untergangsstimmung den Rücken zu kehren, vielmehr die richtige Distanz zu finden und den Hintergrund als Widerspiel alles augenblicklichen Geschehens nie außer acht zu lassen. Denn der Hintergrund ist wie die Luft, ohne die kein Atem und keine Sprache möglich wäre.

Buchkritik

Emil Felden: Der Querschnitt. Roman. Friesenverlag Bremen. Geb. 6 M. Von dem bekannten bremischen Pflanzler Felden, der sich in den letzten Jahren als Romanhistoriker einen Namen erworben hat, ist ein neues Buch erschienen. Es schildert das Aufkommen der Wappensucher-Merkelone, ihr Werden und Wähen, ihr Ringen um eine echte, gute moderne Heimatkunst. Auch die Zeit der Revolution, die in Wappensucher zeitgeschichtlich sehr interessante Wirkungen auslöste, ist in den Roman hineingearbeitet. Vor allem ist die Landschaft stark in den Mittelpunkt des Geschehens gestellt, und so kann man mit Recht von einem „Wappensucher Roman“ sprechen. Man darf dies Buch in die Reihe guter Unterhaltungsliteratur einreihen und es jedem empfehlen. vgl.

Calderon in Spanien

Wir Deutsche haben alle Veranlassung, das Verständnis für Spanien und die Spanier bei uns zu fördern, die wir dem schönen Land und seinen ritterlichen Bewohnern die wahrhaft neutrale Haltung im Weltkrieg ewig danken werden. Wege zum Verständnis eines Volkes hat noch stets die Literatur gewiesen. In diesem Zusammenhang behauptete der Staatsmann und Dichter Don Viktor Balaguer: „Wie Homer Griechenland, Virgil Rom, Shakespeare England und Dante Italien ist, so ist Calderon Spanien“. Goethe aber bemerkte: „In ein herrliches, meeresumflößenes, blumen- und fruchtreiches, von klaren Gestirnen besähtenes Land versehen uns Calderons Werke, und zugleich in die Bildungs-epoche einer Nation, von der wir uns kaum einen Begriff machen können.“

Trotz aller herrlichen Gaben, womit dieser glänzende Dichter ausgestattet ist, trotz der hohen Vollendung seiner Technik, wird er verhältnismäßig viel zu wenig in Deutschland gelesen und auf den Bühnen dargestellt. Auch die Calderon-Gesellschaft hat hieran wenig ändern können. Dies ist um so bedauerlicher, als sich das deutsche Publikum nach dem Kriege wieder übertrieben intensiv mit wertvoller ausländischer Literatur beschäftigt. Da muß eindringlich auf die vortreffliche Calderon-Ausgabe des Herber-Verlages in Freiburg i. Br. hingewiesen werden: die großen Dramen religiösen Inhalts (übersetzt von Lorinser) in 7 Bänden, geb. je M. 3.20, und die ausgewählten Schauspiele (übersetzt von Pasch), ebenfalls in 7 Bänden zum selben Preise. Die Ausgabe ist in vieler Beziehung vorbildlich geblieben. Für Freunde der spanischen Literatur, denen Unkenntnis der Sprache die Möglichkeit benimmt, die Werke Calderons im Original kennen zu lernen, ist hier die beste Gelegenheit geboten, in Geist und Form der Ergebnisse dieses großen Dichters einzubringen. Ein Vergleich der Übersetzungen mit den spanischen Originalen zeigt durchweg von großer Sorgfalt in der Ausführung und dem eifrigen Bestreben, den Inhalt so wortgetreu wie möglich wiederzugeben, sich den Versmaßen der spanischen Worte genau anzuschließen, ohne doch dem deutschen Sprachgenuss

Zwang anzutun. Jedem der übersehten Stücke ist eine kurze Abhandlung vorangeschickt, in der die geschichtlichen Vorgänge, welche der Dichtung als Vorwurf geben, wichtige kulturgeschichtliche Bemerkungen und literarische Nachweise zusammengestellt sind, die für den mit allen einschlägigen Fragen nicht vertrauten Leser von großem Nutzen sein dürften.

Zum Schluß ein Hinweis auf eine vielfach bei Calderon übersehene Eigenschaft: Der Dichter legt in seinen religiösen Festspielen und Komödien auch ein tiefes Verständnis und eine große Liebe für die Reize der Natur an den Tag — ein Anstand, der gerade uns Deutsche sympathisch berühren muß. Wenn bei Calderon die Sterne als himmlische Blumen, und die Blumen als Sterne der Erde ergänzen; wenn bei ihm Land und See wunderbar ineinander spielen als grüner Golf und blaues Feld, als ein Meer von Blumen und ein Garten von Schaum; wenn er uns die Sonne malt, wie sie glühend auf- und untergeht, diesen Himmelshöhen, der sticht, um immer wieder neu geboren zu werden, oder die düstere Nacht ihren schwarzen Mantel ausbreiten läßt; wenn der Bach, der über den Kiesel rollt, ihm als eine Laute klingt, welche den Gesang der Vögel begleitet; wenn er uns in verschlungenen Dickicht des Waldes führt, wo der Hand einer vornehmen Dame der gierige Gelfalle entflieht, um einen himmelansteigenden Reiter zu verfolgen; in allen diesen der Natur abgelauchten Vorgängen zeigt er sich als den beobachtenden Dichter, der förmlich in der Fülle der Bilder schwelgt, wenn er mehrere, die sich auf den gleichen Gegenstand beziehen, aneinanderreicht und dann in ein großes Gesamtbild vereinigt.

Alle Völker besitzen einen wirklichen oder eingebildeten Typ, in dem sie ihre besonderen Eigenschaften verkörpern. In allen Literaturen stoßen wir auf ein Meisterwerk, in dem dieser typische Mensch dargestellt wird, wie er in Aktion tritt, wie er mit der Gesellschaft seiner Zeit in Verbindung kommt und wie er eine lange Reihe von Prüfungen durchmacht, in denen die Härte seines Geistes, der wieder der besondere Geist seiner Nation ist, erprobt wird. Calderon ist ein solcher Typ — Calderon ist Spanien.

Zeitschriftenschau

Mein Heimatland. 12. Jahrgang, Heft 5, 1925. Blätter für Volkstunde, Familienforschung, Natur-, Heimat- und Denkmalschutz. J. H. des Landesvereins Badische Heimat, herausgegeben von Hermann Erich Basse, Freiburg i. Br. Der neu ins Leben gerufene Sachverständigen-Ausschuß des Landesvereins Badische Heimat soll seine Tätigkeit nicht allein auf den örtlichen Heimatdienst und auf die Sorge um bestehende Bau- und Kunstdenkmäler beschränken, sondern er soll Behörden, Gemeinden, Privaten im Interesse der Erhaltung unserer Landschaftsbilder, der Dörfer- und Stadtanlagen, vornehmlich auch bei Errichtung von Neubauten mit Rat an die Hand gehen. Durch den amtlichen Jahresbericht 1923 des Geh. Prof. Dr. Deede über die ur- und frühgeschichtlichen Funde in Baden wird in weitesten Kreisen der Bevölkerung Interesse geweckt für die Fragen der ältesten Geschichte des Landes und mancher Freund der Urgeschichte zur Mitarbeit aufgefordert. Dann ergibt sich die Möglichkeit, Grabungen zu veranstalten, Zufallsfunde zu bergen, zu erhalten und vor Verschleuderung und Verschleppung zu bewahren. Die große Zahl der aufgeführten Fundgegenstände erhellt allmählich das Dunkel, das noch über den Jahraufenden unserer Heimat liegt. Die Redaktionsleitung ist ein Projekt, das immer weitere Kreise beschäftigt, und die Öffentlichkeit muß über das Schicksal des Redaktionsunterrichtes sein. Um die Frage der Kennzeichnung nicht einseitig zu behandeln, ist im Gegensatz zu Heft 2 Mein Heimatland 1925 diesmal den Freunden der Kanalisation durch Regierungsbaumeister R. Mayer Raum zu eingehenden Darlegungen gegeben. Ob der geschichtliche Faust in Heidelberg studiert und promoviert hat, erforscht Dr. Blume, Freiburg und eine Abbildung nach Rembrandts Radierung „Faust, ein magisches Zeichen erbildend“, ist als feinsinniger Bildschmuck beigelegt. Der Vergleich der Kultur eines primitiven Volkes mit den Beobachtungen der Volkstunde ist von eigenem Reiz und Prof. Dr. Fehle, Heidelberg macht in diesem Zusammenhang auf ein hochinteressantes Nachschlagewerk aufmerksam. Den alten Klosterbrunnen, der von Breisach nach St. Peter wandert, umhüllt M. Verlis, und der bekannte Konstanzener Juwelier Knoblauch gibt durch seine eigenen Erfahrungen ein gutes Beispiel, das manchen Badenener anregen wird, auch eine Familienchronik anzulegen. Wir wollen die trefflichen Bücherbesprechungen des Herausgebers Hermann Erich Basse nicht vergessen und zum Schluß auf die Familienkundlichen Fragen und Antworten hinweisen, die auch auf die vorbildliche Ausstattung der Zeitschrift, die jeden echte Badenener beziehen sollte.